

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

15.10.1916 (No. 42)

# Die Pyramide

Sonntags-Beilage des Karlsruher Tagblatts.

Nr. 42

Karlsruhe, Sonntag, 15. Oktober

1916

## Die Lilien am Mummelsee.

Von H. Schnezler.

Im Mummelsee, im dunkeln See,  
Da blühen der Lilien viele,  
Sie wiegen sich, sie biegen sich,  
Dem losen Wind zum Spiele;  
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,  
Der volle Mond am Himmel blinkt,  
Entsteigen sie dem Bade  
Als Jungfern ans Gestade.

Es braust der Wind, es saust das Rohr,  
Die Melodie zum Tanze,  
Die Lilienmädchen schlingen sich  
Als wie zu einem Kranze,  
Und schweben leis umher im Kreis,  
Gesichter weiß, Gewänder weiß,  
Bis ihre bleichen Wagen  
Mit zarter Röte prangen.

Es braust der Sturm, es saust das Rohr,  
Es pfeift im Tannenwalde,  
Die Wolken ziehn am Monde hin,  
Die Schatten auf der Halde,  
Und auf und ab, durchs nasse Gras,  
Dreht sich der Reigen ohne Maß,  
Und immer lauter schwellen  
Ans Ufer an die Wellen.

Da hebt ein Arm sich aus der Flut,  
Die Riesensfaust geballet,  
Ein triefend Haupt dann schilfbekrönt,  
Von langem Bart umwaltet,  
Und eine Donnerstimme schallt,  
Dass im Gebirg' es widerhallt:  
„Zurück in eure Wogen,  
Ihr Lilien ungezogen!“

Da stockt der Tanz — die Mädchen schrein  
Und werden immer blässer:  
„Der Vater ruft! puh! Morgenluft!  
Zurück in das Gewässer!“  
Die Nebel steigen aus dem Tal,  
Es dämmert schon der Morgenstrahl,  
Und Lilien schwanken wieder  
Im Wasser auf und nieder.

**Inhalt:** Die Lilien am Mummelsee. Von H. Schnezler. — Das Badische Buch. Eine Kritik von Dr. W. E. Desterling. — Narrheit um Narrheit. Von Heinrich E. Kromer. — Geld und Gold im türkischen Sprichwort. Von Otto Votthammer (Konstantinopel). — Landschaften aus Griechenland, Flandern und Brabant. Von Dr. Adolf von Grolman.

### Das Badische Buch.

Eine Kritik von Dr. W. E. Desterling.

Das Großherzogtum Baden als Kulturbegriff, als Gesamtleistung einer einheitlichen, geistigen, nicht-politischen Willensbestrebung existiert noch immer nicht. Seit bald 4 Generationen ist es eine staatliche Einheit, es hat seine gemeinsame Verwaltungsorganisation und seit nahezu hundert Jahren seine Verfassung und landständische Vertretung. Aber in sich geschlossen, als klare Natur, als Individualität ist es bezweigen noch nicht. Es hat keinen geistigen Mittelpunkt, keine überragende Führerschaft. Ein vergleichender Blick auf das württembergische Nachbarreich bestätigt die Behauptung und erspart uns die Einzelbeweise. Wenn in Mannheim ein Millionär stirbt, denkt er nicht daran, irgend eine Stiftung nach Karlsruhe zu vermachen. Aber das neue Hoftheater in Stuttgart ist mit Privatbeiträgen aus jedem Winkel des Königreichs erbaut worden. In Baden wäre etwas Derartiges ganz ausgeschlossen. Daran scheiterte z. B. auch die Idee eines Landesdenkmals für den verewigten Großherzog. Lieber als ein hervorragendes Kunstwerk in der Hauptstadt baut sich jedes Gemeinwesen sein eigenes mehr oder weniger gelungenes Monument. Während die schwäbischen Autoren in Heilbronn, Stuttgart und Tübingen ihre Verleger finden, müssen unsere Schriftsteller in der Mehrzahl nach auswärtig wandern. Ebenso bringen die heimischen Bühnen nur selten eine badische Dichtung zur Aufführung, während sich z. B. Dresden um Bunte, um Emil Alfred Hermann oder Leipzig um Emil Göttsch verdientlich und erfolgreich bemühen. Württemberg

ist wie Baden stammlich mannigfaltig gegliedert. Aber Stuttgart war, ist und bleibt nicht bloß die Regierungshauptstadt, sondern auch der Kulturmittelpunkt des Schwabenlandes. Für Karlsruhe gilt das leider nicht. Der Grund mag schon darin liegen, daß es — wie mir ein junger Künstler und Gelehrter kürzlich auseinanderlegte, als wir wieder einmal über dies uns bewegende Thema plauderten — daß es etwa wie Potsdam oder Ludwigsburg eine künstliche Gründung ist und als solche künstlich und nur mit ständigem einheitlichem Willensaufgebot gehalten, gepflegt und vorwärts gebracht werden kann. Es vermag wenig aus eigener Kraft. Mannheim, Heidelberg, Freiburg sind aus anderen, aus inneren Notwendigkeiten entstanden, die ein festes Lebensfundament verbürgen. Sie entwickeln sich auch anders von innen heraus. Sie sind Körper mit eigener Seele. In Karlsruhe aber gedeiht nur, was von außen her angeregt, an die Sonne gebracht, huldvoll beschirmt und stets neu mit Atem versehen wird. Solange man der Residenz dies gewährte, solange war es gut um sie bestellt. Da blühte ihr literarisches Leben, war ihr Theater in Oper und Schauspiel eine führende Bühne, sonnte sich die Akademie in einem gerechten Ruhm usw.

Wenn Karlsruhe wirklich die geistige Hauptstadt des Landes sein will, wie es sich gebührt, bedarf es indes dauerhafter Anstrengungen. Von welchem Zentralpunkt diese ausgehen müßten, darüber kann kaum ein Zweifel entstehen. An privaten Versuchen hat es ja nicht gefehlt, ihm die führende Rolle zu erhalten. Albert Weigers Gründung, die „Heimatliche Kunstpflege“ hatte für ihre Tätigkeit keine andere innere Triebfeder als die Absicht, die produktiv schaffenden (nicht bloß künstlerisch, sondern auch geistig schaffenden) Kräfte des Landes zu vereinigen, zu binden, zu verschmelzen und als charaktervoll geschlossene, landsmännlich bestimmte Gruppe ins deutsche Gesamtkulturleben hineinzustellen. Hierüber im einzelnen zu reden ist hier nicht der Ort. Aber auf die Buchpublikationen der „Heimatlichen Kunstpflege“ muß in diesem Zusammenhang hingewiesen werden: auf die Jahrbücher „Badischer Kunst“ (1903/05) und die Monographien-Serie, denen ein weit ansehender und schöner Plan zugrunde lag. Hier wurde der, von Staat und Städten unterstützte, Versuch unternommen, das badische Kulturleben zum Aus-

druck zu bringen und die Grundlagen zu zeigen, auf denen weitergebaut werden soll. Am konsequentesten und mit programmatischer Deutlichkeit trat dies in K. Hesselbachers seinem Buch „Silhouetten badischer Dichter“ und in F. M. Beringers „Badische Malerei im 19. Jahrhundert“ hervor. Beide Bücher betreten Neuland und spürten einem Begriff nach, der erst in der Luft lag, der sich als fahbarer Kern erst noch kristallisieren sollte. Man hätte annehmen dürfen, daß beiden Werken und den übrigen gleichen Ursprungs der Erfolg in der Heimat nicht hätte ausbleiben können. Weit gefehlt. Schon die Verleger-Geschichte dieser Veröffentlichungen ist eine Leidensgeschichte, und ihre Aufnahme im Land war nicht sehr ermutigend. Trotzdem: Sie bestehen und tun ihre Schuldigkeit. Mehr noch: sie finden Nachfolger. Dies verdient, laut angemerkt zu werden.

Mitten im Krieg wagt es ein badischer Verlag (bitte, ein badischer) eine Sammlung badischer Erzählungen vorzulegen. Er tut es nicht aus einem zufälligen Geschäftsgeist heraus, um eines buchhändlerischen Experiments willen, sondern mit der prinzipiellen Ueberzeugungstreue, die solchen Dingen in unserem Lande not tut, weil sie weiß, daß hier noch ein Feld zu beackern ist, das nahezu brach liegt. Walter Ferven, der tätige und mit glücklicher Hand begabte Leiter des Konstanzer Verlags von Neuf und Jitta, bringt jetzt einen Band von 153 Seiten heraus, der den Titel unserer Ueberschrift trägt: „Das Badische Buch“<sup>\*)</sup>. Es bringt 18 Erzählungen von lebenden badischen Schriftstellern. Ihm sollen weitere Bände folgen von verstorbenen Badenern des 19. Jahrhunderts, dann ein dritter Band, der auf die Anfänge zurückgreift, ein vierter wird eine Auswahl der Lyrik bieten (auch hier hat Alb. Geiger vorgearbeitet), ein fünfter wieder Prosa unserer Zeitgenossen, und zwar solcher, die im vorliegenden Band nicht vertreten sind; kurzum, das badische Schrifttum wird hier in einer Folge schöner Bände vereinigt werden. Welchem Landsmann schlägt da das Herz nicht höher vor Stolz und Freude! Wir können das Unternehmen nur rückhaltlos begrüßen und ihm den verdienten Erfolg wünschen.

In einem Vorwort äußert sich W. Ferven prinzipiell über sein Programm. Auch er kramt bittere Erfahrungen hervor, die er gerade in Baden machen mußte. Es ist das alte Lied. Für seine Zeitbücher, von denen schon das 70. Bändchen vorbereitet wird, kommen ihm Beitrags-Angebote von allen Teilen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz; nur die nächstliegenden, die badischen Schriftsteller, stehen abseits, weil sie, gleich den Propheten, gar nicht gewohnt sind, im Lande etwas zu gelten. Auch im vorliegenden Badischen Buch fehlen einige, und unsere bedeutendsten darunter, Emil Strauß und Hermann Burte. Das mag seinen Grund darin haben, daß der Umfang der Erzählungen ein bestimmtes Maß nicht übersteigen dürfe. Aber vielleicht läßt sich einmal ein Band bester Qualität bringen, der es mit den „Sieben Schwaben“ aufnehmen kann, und der nur die wenigen, literarisch ganz vollwertigen, lebenden Erzähler unseres Landes repräsentativ vereinigt. Im jetzigen galt es, zunächst einmal unseren Reichtum an Erzählern im allgemeinen vorzuführen, wobei auf die bekanntesten schließlich am ehesten verzichtet werden konnte.

Das Buch hebt mit einem schönen, vollen Klang an, mit Karl Berners hellstimmernder, humoristischer, warm-menschlicher Erzählung „Zwei Käuze“. Es folgt (die Anordnung ist alphabetisch nach Autoren) Max Bittrich mit einem herben, psychologischen Stück von einem, dem der Verstand im Kopf zwar verwirrt, das Gefühl aber noch stark und klar im Herzen eingegraben ist. Dann Emanuel v. Bodman, mit der feingefügten Geschichte vom „Pfarrer von Bernrain“. Bodman ist zwar Württemberger von Geburt, hängt aber stammlich mit dem alemannischen Oberbadener zusammen, so daß er hier nicht fehl am Ort ist. Otto Ehinger, der Meersburger, gibt das kantige Charakterbild eines trotzigten Seebauern, der für sich über Leben und Tod bestiehl. Otto Frommel ruft farbige und voll rauschende romantische Töne in der Stadt der Romantik, in Heidelberg, wach. Sein Karlsruher Amtsbruder Karl Hesselbacher erzählt die volkstümliche lustige Geschichte, wie das tapfere Schneiderlein von St. Georgen den Revolutionskern im Jahre 1848 einen denkwürdigen Streich spielte. Von Karlsruheern warten uns noch auf: Karl Joho mit einer lustigen Beamten-Satire, Hermine Billinger mit einem heimatrechtlichen und liebevollen Schwarzwaldstück und Hermann Weiß mit einer menschlich packenden Skizze, die sich mit Bittrichs Beitrag ungefähr im Thema berührt. Paul Kröber, der treffliche Alemanne, weiß Mitleid und Humor meisterlich zu einen, in dem Kapitel von dem armen geprügelen Bauernbäule; Frh. Kromer rundet zwei Anekdoten zu einem Paar köstlicher Stückelein, deren vollendete Erzählungskunst an Hebel denken läßt. Benno Nittenauer steuert eine nachdenkliche Legende vom Jesusknaben bei, nicht ohne innere moralische Nebenanwendung. Harriet Straub läßt uns einen Blick in ein zwiespältig Frauengemüt tun, das sich zur Klarheit durchringt. Otto Ernst Sutter mit seinem gemütvoll altmodisch-duftigen „Jungferngärtlein“, Otto Hoerth mit einem Auszug nach Allerheiligen und Wiedebach-Woischützky mit einem kinderliebenden erquickenden Morgenstück geben weniger Erzählung als frohbewegte Aussprache, heitere Erinnerung, seltsame Naturstimmung, ansteckendes Gefühl. Franz Sirtler vereinigt Erzählung und Psychologie in seinem querläufigen Bauernknecht Martin Moser, und Kurt Schede laugt in seiner Alpengeschichte über die Welt des Sinnlichen hinaus ins Unbegreifliche, von dem sich die Schulweisheit nichts träumen läßt.

<sup>\*)</sup> Bd. 6 der Rheinborn-Bücher. Vorbildlicher Preis von nur 1.50 M., schön gebunden.

Der Band ist reich; reich an angeschlagene Motiven, reich an landsmannschaftlichen Tönen, an Volkscharakteren, landschaftlichen Ausschnitten und an Individualitäten, die ein gemeinsamer Zug einigt. Ja, das Badische tritt so deutlich in Erscheinung, daß es auch die durchdringt, die nicht im Ländle gebürtig sind, wie z. B. den Freiburger Max Bittrich oder den seit einem halben Menschenalter erst uns zugehörigen Wiedebach-Woischützky oder Em. v. Bodman, der bei Konstanz lebt. Und es darf uns wohl mit freudigem Stolz erfüllen, daß ja das ganze Aufgebot unserer heimischen Erzähler hier noch gar nicht beisammen ist, daß der zweite Band uns noch Vollgültiges bringen wird. Emil Strauß und H. Burte sind schon genannt. Dazu kommen etwa noch A. Fendrich, F. Madlinger, R. W. Haebler, Augusta Bender, Adam Karillon, Aug. Gantzer, Wilhelm Weigand, Alex. Schaible, Pauline Börner, Alb. Sezauer, Marie Schloß — und, wenn man lange bei uns anässige Nichtbadener nehmen will, auch W. v. Scholz, H. S. Ehrler, Ludwig Finch und andere wie Max Grad, M. v. Cynatten hinzu. Ein stattlicher Kranz von guten Namen, die es mit Vielen im Reich aufnehmen können. Deutschlands kulturelle Größe beruht ja immer auf der ausgesprochenen Mannigfaltigkeit und Eigenart seiner Stämme. Nun werfen wir Badener auch einmal unser Gewicht in die Waagschale und zeigen wir — Alemannen, Rhein-Schwaben und Pfälzer —, daß wir auch etwas gelten wollen und nicht bloß so mitlaufen oder eigenbrüderlich abseits hocken und unsern Faden spinnen. Es wird ja freilich auch am Volk, am Publikum liegen, die Künstler durch Anteilnahme und Liebe zu stützen und zu fördern. Dazu bietet sich hier die Hand. Laßt sie nicht unbeachtet wie schon manches Mal. Schlagt ein und haltet fest!

Es darf vielleicht in diesem Zusammenhang an den so gut wie vergessenen Band erinnert werden, der 1881 zum Großherzogsjubiläum herauskam: „Geschichten und Bilder aus Baden“. Darin war auch schon Hermine Billinger vertreten unter ihrem damaligen Decknamen S. Willfried und neben ihr von Lebenden etwa noch Frh. Hierorbt, auch sonst unsere ersten literarischen Namen, deren Träger inzwischen dahingegangen sind: Scheffel, Bertold Auerbach, Lucian Reich, Emil Frommel, Fr. Geßler, Oskar Höcker u. a. So hätten wir also innerhalb etwas mehr als einem Menschenalter in gemessenen Abständen drei literarische Dokumente, die das repräsentieren, was man „Das Badische Buch“ nennen mag.

## Narrheit um Narrheit.

Von Heinrich E. Kromer.\*

Einen kostbaren Hut, mit dem man Staat machen kann, wirft einer nicht leicht hin fort, gar gleich ins Feuer, wo er nimmer zu holen ist und nur der Guterer den Nutzen davon hat. Aber läßt sich einer willig einen Bahn ausreisen, auch nur einen hohlen, geschweige einen heilgesunden, der ihm nie sein Lebtag wehgetan hat? In England hat einer dran glauben müssen durch eigne Schuld. Doch fallen dort dergleichen Verurtheilungen nicht weiter auf; das sagt schon ein gewisser Totengräber einem gewissen Prinzen, den sie mit seinem vorgeblichen Wahnsinn auch nach England schicken wollten. Und die sauberen Kunstler haben sich dabei die Finger verbrannt.

Der König Karl II. hatte die Schlacht bei Worcester verloren, begab sich auf die Flucht und kam auch in das Städtchen Bradniff, wo er sich eine Nacht verschlafen wollte, wohl oder übel. Die Bradniffher nahmen ihren Fürsten als getreue Untertanen auf, obwohl sie witterten, es stand windig um seinen Herrscherstuhl. Aber der Wind konnte sich drehen und: wer weiß? dachten sie: am Ende gedent's uns der König und das kann nicht schaden. Bewirteten ihn drum so fürstlich wie sie's nur hatten und ließen ihn dann unter Knigen und Bäcklingen, die ihm zwar nichts nützten, seines Weges ziehen nach Frankreich. Das war im Jahre 1651. Neun Jahre später schrie der verbannte Herrscher in sein Reich zurück und zog, weiß der tote Cromwell, sein Widersacher, nicht hindern konnte, unter lautem Jubel des Volks in London ein; da machten sich auch die guten Bradniffher wieder fühlbar, d. h. sie luden den König einige Tage hernach, als sie dachten: icht hat er sich von den ersten Festereien ausgeschlafen, in ihr Städtchen ein, und der Bürgermeister setzte sich einsteilen zur Probe seinen neuen Pelzhut auf und fingerte sich an den Wamsknöpfen ab: Kommt er? Kommt er nicht? Die Knöpfe mußten. Der König schrie, er bedauere für diesmal, oder so, schickte ihnen aber als Abzahlung vorläufig den Herrn Nothefter, das war sein oberster Geheimrat oder seine rechte Hand, wie man's auch heißt, nebenbei aber ein hochmütiger, launischer Herr. Dem gefiel die königliche Sendung schlecht und verdroß ihn: er sagte sich drum: Besser als deinen Kerger geschluckt, laß ihn an den Bradniffher aus! Fuhr also dorthin und ließ sich empfangen, er hätte der König selber sein können. Der Bürgermeister von Bradniff trägt dabei seinen neuen Kastrhut für drei Goldgulden holständig, wie man im Städtchen weiß, und meint sich was damit. Wie der Nothefter den schönen Hut sieht, schätzt er ihn auch so auf drei Goldgulden, lobt das köstliche Pelzwerk, hat aber dabei schon

\* Aus dem „Badischen Buch“.

eine Bosheit auf der Pfanne; er lächelt also, wenns möglich ist, noch ein wenig feiner, und der Herr Bürgermeister auch, weils so Brauch ist.

Beim Festmahl erhebt sich der königliche Gesandte, sagt den Ratsherren dies und jenes im Namen seines hohen Absenders, lauter schmeichelhafte Dinge und freut sich im voraus, weil er den Bradmischer einmal vormachen kann, wie man bei einem englischen Königshoch die Hüte schwingt. Die Bradmischer tun mit und einige denken schon: Jetzt gehts ans Trinken. Aber der Hochfeher fährt fort: Haben wir nun aufs Wohl unseres erlauchten Fürsten, sagt er, so begeistert die Hüte geschwungen, so laßt uns weiter beweisen, wir seien für ihn auch zu jedem Opfer bereit. Des zum Zeichen sollen diese Hüte, die wir ihm zu Ehren geschwungen haben, nie wieder unser unwürdiges Haupt bedecken, sondern wir weisen sie freudig dem Herrscher und legen sie in dieses Kaminfeuer. Lächelt dem Bürgermeister zu, legt den Hut in die Flammen und die Bradmischer tun ihm nach, ihr Oberhaupt mit seinem Pelzhut voran.

Darum hätte es genügen können; der Hochfeher hieltz auch dafür. Der Bürgermeister spricht unterweilen zwei Worte mit dem Ratzdienner und läßt sich dann an den Flammen seiner Kopfbedeckung allmählich ein Licht aufgehen, warum der Hochfeher ihm den Kasorhut so über'n Schellenkönig gelobt hat. Er sagte sich: Reut dich zwar das schöne Stück in die Seele hinein, so ist dir dafür dein böser Stockzahn umso feiler. Will's Gott, hat der Hochfeher gesündere, oder ich verstehe mich schlecht auf Koffgebisse. Dann geht er an seinen Trinkspruch und ist gut bei Zunge trotz seinem Zahnweh; wie er aber zum Königshoch ausholen will, hält er ein Weilschen inne und lächelt dem Hochfeher zu und die Bradmischer denken: Nun zählt er's ihm heim. Aber der Bürgermeister fährt weiter: War es aber hinreichend, verehrter hoher Gast und liebe Mitbürger, daß wir unserm König mit dem kostspieligen Kaminfeuer ein flammendes Sinnbild unserer Liebe und unseres Opfermuts gegeben haben? Nein, wir wollen uns auch bereit zeigen, mit unserm Fleisch und Blut für ihn einzustehn. Also dünkte denn keiner sich würdig, zu Ehren König Karls, wie wir's schulden, den Becher zu leeren, er lasse sich denn auf dessen hohe Gesundheit zuvor einen Stockzahn ziehen.

Setzt einstweilen seinen Prunkbecher nieder und vertraut lächelnd dem Herrn Hochfeher an, der Wader warte schon draußen.

Die Geschichte ist verbürgt. Der Wader von Bradmisch hat sie in seinen Denkwürdigkeiten aufgezeichnet. Er habe, schreibt er dort, dem Hochfeher mit auferlesener Bosheit einen Stockzahn ausgebrochen, stattlich wie ein Schiffspahl und seines Meinens den gesündesten im ganzen Gebrech, ihm auch drei Silberhillinge dafür abgefördert, alldieweil besagtes Zahnziehen in des Königs Diensten geschehen sei, wie ihm der Bürgermeister unter der Hand vertraut. Der König hat nachmalen Kunde von dieser Narrheit seiner zwei Bürger aus dem Mund seines Abgesandten erhalten; dem haben aber dabei noch Willer und Kiefer von dem verlorenen Zahn wehgetan.

## Geld und Gold im türkischen Sprichwort.

Von Otto Volthammer (Konstantinopel).

Das Sprichwort spiegelt die Deut- und Empfindungsweise eines Volkes wieder. Weisheit und Narrheit schlagen sich darin nieder. Das Sprichwort ist nicht das Ergebnis eines Denkvorganges. Immer trägt es den Charakter der impulsiven Aeußerung, der spontanen Entladung der Seele. Es erscheint als das Ergebnis einer Erfahrungstafel. Erfahrung aber ist etwas Relatives. Das Weltbild, das sich im Sprichwort spiegelt, erhält seine farbige Kraft durch die Tiefe und Stärke des Empfindens. Was einer erfährt, ist das Unwesentliche, wie er es erfährt, wie er's mit sich abmacht, bestimmt sein Weltbild. Der eine schmilzt ible Erfahrungen im Feuer seiner Seele zu Gold um, der andere schleppt sie wie Bleigewichte an den Füßen und zieht auch aus guten Erfahrungen keinen Gewinn. In diesem Sinne ist das Sprichwort ein unvergleichlicher Seelenpiegel für die Völker.

Das sprachliche Gewand des türkischen Sprichworts unterscheidet sich nicht von dem anderer Völker. Es liebt die schlagende Kürze. Es macht die Wahrheiten anschaulich durch Bilder und Vergleiche aus bekannten Erfahrungskreisen. Es verwendet Schmelzlaute des Reims. Es erhöht die Leuchtkraft des Wortes durch das Wortspiel. Gegensatz und Uebertreibung sind ihm Träger der sprachlichen Kraft und Schmuck zugleich. Die türkische Umschrift läßt davon einiges nachprüfen. Die Uebersetzung gibt vieles im vollen sprachlichen Wert wieder; denn unsere deutsche Sprache vereinigt Schmiegsamkeit und Biegsamkeit mit Reichtum und Duelleit. Aber jede Sprache hat ihre unübersehbaren Eigenheiten. Deutsche Sprichwörter wie diese: „Ländlich — sittlich; ein Mann — ein Wort“, erfordern in fremde Sprachen übersetzt, einen viel größeren Wortaufwand und verlieren damit das Wesentliche ihrer Form, den klingenden Hammerschlag. In diesem Sinne bleibt natürlich bei jeder Uebersetzung etwas zu wünschen übrig.

Zu allen Zeiten haben Geld und Gold einen großen Einfluß auf das menschliche Gemüt gehabt. Wie hat sich die türkische Seele damit abgefunden? Wie empfand und beurteilte sie die Wirkungen

jener allmächtigen Herren der Welt. Was verrät darüber das türkische Sprichwort?

Die türkische Volksweisheit ergeht sich in mancherlei Aussprüchen über den Gelderwerb und zeigt den Weg zu dem klingenden Glück. Unserem deutschen „Morgenstunde hat Gold im Munde“ entspricht der schlichte Hinweis, „Erken ojanan bachtly dur: Wer früh aufsteht, ist erfolgreich.“ — Daß der Sparsame dem Verschwendenden gegenüber im Vorteil ist, wird öfter ausgesprochen. Wer den Tafelfreunden allzu üppig huldigt, wird also gewarnt: „Durch Mühe wächst es nicht, durch den Zahn wächst es.“ Das klingt auf Türkisch so: „İşiden artmas, dişiden artar“. Wohlbegründet ist diese Warnung: denn in normalen Zeiten sind die Mahlzeiten des Türken überreich und entbehren jeden Maßes. Das was man gewinnt, wird in vollen Schüsseln angelegt. Hohe Beträge nehmen ihren Weg zwischen den Zähnen über die Zunge hinweg. Ein angemessenes Zuratehalten gilt als Knauerei. Wohl richtet die türkische Sprichweisheit den Schlemmer schonungslos: „Dem Narrn ist jeder Tag Bairam (Festtag)“, und sie kennt auch das „Spare in der Zeit, so hast du in der Not“, indem sie sagt: „Das weiße Geld (Silbergeld) ist für die schwarzen Tage“. (Ak attıca kara gün işşin dir.) Aber in einer weiten Gesellschaftsicht, die Völker inbegriffen, die in der Türkei Heimatrecht erworben haben, ist das Zuratehalten nach deutschen Begriffen unbekannt und wird mit Verungähigung behandelt.

Viel weiß das türkische Sprichwort von der Macht des Geldes zu kündigen. „Vermögen ist höher als Leben“, beteuert es naiv. Des Reichen Vorteil vor dem Armen wird in folgendem Bilde geschildert: „Der Reiche lenkt seinen Wagen über die Berge, der Arme verirrt sich auf ebenem Felde.“ Die Deutung ist nicht schwer: Der Reiche kommt trotz zahlreicher und schwerer Hindernisse leichter fort als der Arme, der keine Hindernisse zu überwinden hat.

Die Sprichweisheit des Türken weist auch darauf hin, daß Geld und Gold das Urteil der Welt über einen Menschen trüben. Gold hat eine Art alkoholischer Wirkung. Es setzt in den Zustand einer gewissen Urteils-Euphorie, eines lustbetonten Zustandes, in dem wohlwollende Urteile gefällt werden. „Hast du Geld, bist du klug; hast du keins, bist du ein Narr.“ Nicht nur das Urteil der Menschen, auch ihre Handlungen werden durch das Geld bestimmt. „Hast du Geld, dient dir alle Welt; hast du keins, ist die Gasse dein Weg.“ Der Glanz des Goldes dringt selbst durch die Augenbinde der richtenden Justitia. „Fällt ein Reicher, heißt's, ein Unfall; fällt ein Armer, heißt's er ist betrunken.“ Einen Blick in das türkische Rechtsleben vergangener Zeiten öffnet das Wort: „Das Feuer erprobt das Gold, das Gold den Richter.“ Noch heute ist's so, daß in der Türkei seine Strafe gemächlicher wandeln kann, der die Hand am Beutel hat. „Mit dem „Bakşış“ (Trinkgeld) in der Hand, kommt man durch das ganze Land“, könnte man unser deutsches Sprichwort umprägen. In der vorhamidischen Zeit aber würde das „Bakşış“, das Niesenbakşış in der Form von Lese, Schweige, Beruhigungsgeldern selbst von den höchsten Staatsbeamten ohne Verlegenheit angenommen. Beim Fall von Kut-el-Amara verjachten es die Engländer noch nach dem alten System, als sie freien Abzug durch Millionen von Pfund erkaufen wollten. Sie fanden ein neues Geschlecht.

Das Gold beseitigt Widerstände aller Art, schafft freie Bahn, öffnet die Türen oder schließt sie, macht schweigen oder reden, je nach den Gefühlen und Zwangslagen des Sprechers. „Sei es Mühs, sei es Derwis, mit Geld kommt jedes Ding zum Schluß.“ Der ärmste Eselucker, das will es bedeuten, erreicht sein Ziel, wenn er nur Geld hat. Mit verständnisvollem Augenzwinkern flüstert's: „Gold ist eine gelbe Erde und hat keine Zunge, doch wo das Gold die Zunge schweigen heißt, da werden alle Zungen still.“ Das Gold wirkt wie jene chemischen Agenzien, die zähe Metalle leichter zum Fließen bringen; es setzt den Schmelzpunkt der menschlichen Seele herab. So geht's von Mund zu Mund: „Das Gold schmilzt den Menschen, der Mensch dann das Gold“ —, um sich köstliche Verschmelze daraus schmieden zu lassen, muß man sich im stillen ergänzen.

Auch von dem verhärtenden Einfluß des Goldes auf den Charakter des Menschen, der im Geiz zum Ausdruck kommt, geben einzelne türkische Sprichwörter Zeugnis. So lautet die Anklage: „Bevor dem Reichen der Tag Almosen zu spenden kommt, entflieht die Seele des Armen.“ Eine feine Beobachtung enthüllt das Wort: „Alle Geschäfte des Geizigen enden mit Zank.“ Edelmut ist es nicht, aber schlimmer Eigennutz, der aus den folgenden Worten spricht:

„Der dem Bruder den Bruder geschaffen,  
hatte ihren „macht.“

Wie anderwärts haben auch die türkischen Kinder die Geizfögenheit, Geldstücke in einer Sparbüchse zu sammeln. Die bedienen sich dazu einer „Kumbara“, eines bauchigen Gefäßes aus rotem Ton, das keine ander Deffnung hat als den Schlitz für den Geldeinwurf und nur entleert werden kann, indem man es zerschlägt. Diese Sitte gab Veranlassung zu einer sprichwörtlichen Redensart, die häufig als Verwünschung gebraucht wird. „Möge er bersten wie ein Spartopf!“ antwortete gereizt der eine dem anderen, der mit gewichtiger Miene von dem Reichtum und Einfluß eines dritten spricht. Dieses Wort, auf Türkisch „Kumbara olmur işşerde pallafın“ wird aber auch auf den reichen Geizhals angewendet, der sein Lebensglück im Schätzesammeln findet. Dann ist die Deutung wohl diese: „Ist einer ein Spartopf, so bricht er inwendig“, so nimmt er Schaden an seiner Seele.

Leider ist das Geld rund und ihm wohnt die verhängnisvolle Neigung inne, davon zu rollen. Das fühlte besonders die karg Bemittelten, die ihren Behrpfennig vorsichtig einteilen müssen. „Salek para tes tikinir“, sagt der Türke im Hinblick auf sie, „gezähltes Geld schwindet schnell“. Aber er kennt auch jenen anderen Marren des Glücks, den Lebemann und Bruder Lieberlich, dessen unruhmlisches Geschick wir Deutsche wie die Türken in vier Worte fassen: „Haldan zelen huda gidér“, „Heißt, gewonnen — im Hui zerronnen“. Die stehende deutsche Fassung ist jedermann bekannt. Auf diesen Genußjäger stimmt auch der humorvolle Zweizeiler:

„Şarâb, leşâb — hei, hei!  
hişâb, kitâb — wei, wei!“

auf Deutsch: „Wein und Braten — ah, ah!  
addieren und quittieren — oh, oh!“

Schließlich aber macht Mors Imperator einen Strich durch jede Rechnung. Seine knöcherne Hand greift auch durch den goldenen Harnisch, und den Ruhm eines Menschen künden nicht seine Schätze, sondern seine Werke. Beschwichtigend legt alte türkische Weisheit die Hand auf die Schulter des Mißmutigen, vom Mangel Heimgefuhten und raunet ihm zu:

„Sel gidér — tumâ kalir;  
aktîşe gidér, — keşê kalir;  
insan gidér, — namê kalir.“

auf Deutsch: „Der Strom geht — sein Sand bleibt;  
Das Geld geht — seinbeutel bleibt;  
Der Mensch geht — sein Name bleibt.“

## Landschaften aus Griechenland, Flandern und Brabant.

Kast am gleichen Tag sind vor einiger Zeit zwei beachtenswerte Veröffentlichungen erschienen. Der Band „Griechenland“<sup>1)</sup> enthält neben einer anregenden Zusammenstellung von Schilderungen deutscher Reisender in Griechenland 88 Tafeln, meist Aufnahmen der tgl. preussischen Meßbildanstalt. Man gewinnt einen guten Eindruck von den Photographien der antiken Bauten sowie der Denkmäler der byzantinischen und türkischen Periode. Einige Nachbildungen der Zeichnungen, die Reisende im Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts gefertigt haben, zeigen außerdem die Art und Weise, wie man damals Landschaften erlebte und darstellte. — Die Sammlung „Flandern und Brabant“<sup>2)</sup> enthält 30 Städtebilder und Landschaften nach Originalradierungen von Roland Heiseker. Die Originale waren Weihnachten 1915 in der Ausstellung des deutschen Buchgewerbevereins im neuen Museum in Brüssel gezeigt worden und „werden weiteren Kreisen zugänglich gemacht in der Gewißheit, daß die malerischen Kanäle von Brügge, Gent und Mecheln, die stolzen Belfriede und ernsten Patrizierhäuser, die ragenden Kirchen und Schlösser, die Rathäuser und Tuchhallen mit ihrem Leben und Treiben, die charakteristischen Landschaften mit ihren Alleen und Wasserstraßen, Windmühlen und Schiffen . . . lebhaftere Anteilnahme finden werden“.

Es versteht sich, daß die beiden Veröffentlichungen nicht auf gleiche Stufe gestellt werden können. Die eine bietet Photographien, die im wesentlichen gegliedert sind, wenigstens das Detail der griechischen Landschaft, der meist steppenartig verwilderte Vordergrund oder die zerklüfteten Steinmassen in der Gegend, vor allem im Hintergrund, für die Photographie sich selten vorteilhaft darbieten. Es kommt dadurch eine Unruhe, eine Zerrissenheit in die Bilder, welche der Photograph wohl kaum gewollt hat und bisweilen hätte vermeiden oder mildern können. Die andere Publikation enthält im Gegensatz dazu Wiedergaben von selbständigen Kunstwerken, und man kann es sagen, daß sowohl diese Radierungen wie ihre Reproduktion sehr erfreulich sind. Wer Flandern und Brabant freilich kennt, wird sich bei dem einen oder anderen Blatt allerdings fragen, ob hier überhaupt oder in dieser Auffassung ein geeignetes und genügend tragfähiges künstlerisches Motiv vorliegt, ob das landschaftliche Erleben und die technische Ausführung einzeln und zusammen sich selbst oder der gewünschten und erzielten Stimmung adäquat sind.

Was mich veranlaßt, beide Werke zusammen zu nennen, ist der Wunsch, auf eine gewisse Art und Weise der Landschaftsbeobachtung hinzuweisen, die gerade hier aus einer Vergleichung angedeutet werden kann, wobei zu bemerken ist, daß das Städtebild ebenfalls als „Landschaft“ bezeichnet wird. Es können freilich nur Andeutungen gegeben werden, die man aber ohne allzu große Mühe selbst zu erweitern vermag. Es handelt sich um gewisse Stimmungsmomente bei der Einfühlung in den Charakter einer Landschaft: dabei darf die natürliche Beschaffenheit

der Gegend ebensowenig vergessen werden wie ihr Einfluß auf das Seelenleben der Erbauer, der sich dann seinerseits wieder in dem der Landschaft eingegliederten (oder bisweilen ihr aufgedrungenen) Bauwerk zum Ausdruck bringt. Es handelt sich zum Teil um eine Antwort auf die Frage, in wie weit die bergige Gegend, ein von Gebirgen und Klüften beunruhigter Horizont die Art und Weise künstlerischer Bauwerke beeinflusst. Dazu gesellt sich dann die Gegenfrage, wie sich bei weitem, unendlichen Horizont am nördlichen Meer im Gegensatz zum Mittelländischen, in anderer Beleuchtung und anderer Luft, andere Menschen einer anderen Kultur zu dem Problem des Bauwerkes in der Landschaft verhielten. Die beiden Veröffentlichungen enthalten Material zum Nachsinnen über die Frage, die im nahen Zusammenhang steht mit den ästhetischen Versuchen, die Hermann Nohl in seinen Schriften von der „Weltanschauung der Malerei“ und den „typischen Kunststilen in Dichtung und Musik“<sup>3)</sup> für jene Gebiete angedeutet hat. Ich behalte mir vor, die hier gebotenen Andeutungen an anderer Stelle des weiteren auszuführen, wie auch jene andere nach dem verschiedenen Einfluß der Landschaft (und des Kunstbaues in ihr) auf die Struktur des Seelenlebens der dauernd darin Wohnenden und der nur vorübergehend Beschauenden.

Man nehme aus dem Band „Griechenland“ etwa die Abbildungen Nr. 4 und 5. Die eine, unmittelbar vor dem Nordabhang der Akropolis aufgenommen, überwältigend, massiv, stufenförmig, löcherig und unbeweglich. Die andere: auf dem fernen, steil aus der Ebene strebenden Hügel dehnen sich in der bewegten Luft breit und langhinstreckt die Bauwerke. Oder (Nr. 11 und 49) Misra bei Sparta, an den steil aufsteigenden Berg geschmiegt, geduckt, massiv trotz der wenigen Trümmerreste; dahinter die Kuppen des Gebirges, eine nach der anderen. Oder (Nr. 27 und 41) die prächtigen — von fern an Landschaften in der Rhön erinnernd — harten Konturen von Akrokorinth und der messenischen Landschaft. Oder gar — das schönste im ganzen Band — jene unvergeßliche, edel geschweifte und langsam aufsteigende Linie des Vorgebirges Suniton mit dem Poseidontempel zuhächst: der aber wirkt niedrig, breit und lang. Wir bemerken das Zurücktreten der ragenden Form eines Baues hinter den harten und kühlen Linien des Gebirges. Der Bau gibt seine Weichheit der Kontur, um sie zu mildern; aber die Kontur erhebt den Bau wohl zur Höhe, mindert jedoch seine Notwendigkeit und Wirkung. Der menschliche bauende Geist ringt wohl mit der Natur um die Größe, aber er bescheidet sich zu gelassener und harmonischer Annuit. — Anders aber ist es im Norden, in Flandern und Brabant: Unheißer hat es verstanden, das Ragende, Aufstrebende in den Türmen zu fassen und darzustellen, die weite unendliche Landschaft dehnt sich dahinter in ungestörtem, tieferuhigem Horizont. Der Tempelturm in Neuport (Nr. 4) und der Turm von St. Romuald in Mecheln (Nr. 24) ragen stumpf empor, fest und befaßend; fester, da die weiche Linie des unermeßlichen Horizonts sie noch höher ragen läßt, als sie in der Tat sind. Und daneben finden sich die eigentlichen hohen Türme in Brügge (Nr. 8, 9, 10) und Gent (Nr. 16), die die Gegend beherrschen und die Stadt und die Menschen darin. Oder es sind die Windmühlen bei Wenduine (Nr. 5) und Brügge (Nr. 7 u. 15), die über das Gewirr der Häuschen emporragen. Hierbei zeigt sich des Künstlers Landschaftsempfinden einheitlicher als in der Radierung des Meeres an der flandrischen Küste bei Heyst (Nr. 16), die viel zu unruhig und uneinheitlich ist, um befriedigen zu können. Auf was es hier ankommt ist das, zu zeigen, wie hier der Wille zur Form sich in dem Gegensatz zum Geist der Natur verwirklichen konnte, wie der menschliche, bauende Geist in seinem unendlichen Streben zur Höhe im Ringen mit der Natur um die Größe Sieger blieb, ein einsam Kämpfender, erregt und harmonisch in sich, aber nicht anmutig, nicht klassisch. — Ein gleiches gilt von den Brückenbauten. Hier die ragende Brücke über den Eurotas (Nr. 48), die in der Gegenbewegung den Bogen des Tafels so offen, klar und deutlich, so zweckentsprechend ergänzt. Und dort der eine schmale, tiefe, breite Bogen, verdeckend und geheimnisvoll über die Dover in Brügge (10). Am deutlichsten wird der Gegensatz im Vergleich des Asklepios-Theaters in Epidauros mit der Landschaft des quai du rosair in Brügge. Dort schmiegte sich die Gesetzmäßigkeit weich, aber deutlich und unwiderstehlich klar in den freundlich-empfangenden Abhang des Hügelz. Hier aber ragt das kleine, vielfältige Häuserwesen aus dem dunklen und wieder-spiegelnden Kanalwasser; der Rauch der schwarzen Kamine, zu unbedeutender Höhe strebend, vermehrt diese Vielfältigkeit in der Ausnutzung des kleinen Raumes. Aber das Ganze bildet nur einen ahnungsreichen Horizont für den hochragenden Belfried. Es ist nur ein tiefer Orgelpunkt für das, was droben bleibt, von dem der Dichter (Milke in seinen „neuen Gedichten“) sagt:

... die Stille nur, ich glaube,  
und kostet langsam und von nichts gedrängt  
Beere um Beere aus der süßen Traube  
des Glockenspiels, das in den Stimmeln hängt. —

Dr. Adolf von Grosman.

<sup>1)</sup> Beide bei E. Dieberichs, Sena, 1908 bezw. 1915.

<sup>1)</sup> Griechenland, Landschaften und Bauten. Schilderungen deutscher Reisender. Insel-Verlag 1916. 4.— M.

<sup>2)</sup> Flandern und Brabant, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1916. 8.— M.